

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER





Karina Sainz Borgo

# Nacht in Caracas

Roman

Aus dem Spanischen  
von Susanne Lange

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

Die Originalausgabe erschien 2019  
unter dem Titel »La hija de la española«  
bei PENGUIN RANDOM HOUSE  
GRUPO EDITORIAL, S.A.U., Barcelona  
© 2019, Karina Sainz Borgo

Für die deutschsprachige Ausgabe:  
2019 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,  
D-60596 Frankfurt am Main

Gesamtherstellung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397461-4

Für die Frauen und Männer, die mir vorausgingen.  
Und für die kommenden.

Weil alle Meeresgeschichten politisch sind  
und wir Teil von etwas, was ein Land sucht.

*Ach, nichts kann dich einschüchtern, Dichter,  
auch nicht der Wind in den Telegraphendrähten. (...)  
Kopf hoch,  
doch sinnvoll soll es sein,  
was du schreibst.*

Yolanda Pantin, *Der Beckenknochen*

*Man vermachte mir Mut. Ich war nicht mutig.*

Jorge Luis Borges, *Die Reue*

*Ich selber wuchs heran in fremdem Land, wie du.*

Sophokles

Wir beerdigten meine Mutter in ihren Sachen: dem blauen Kleid, den schwarzen Schuhen, der Gleitsichtbrille. Anders konnten wir uns nicht verabschieden. Diese Ausstattung war nicht von ihr zu trennen. Als hätten wir sie der Erde sonst unvollständig übergeben. Wir begruben alles, weil uns nach ihrem Tod nichts mehr blieb. Nun hatten wir nicht einmal einander. An dem Tag waren wir todmüde. Sie in ihrem Holzsarg, ich auf dem armlosen Stuhl in der baufälligen Kapelle, der einzig verfügbaren von den fünf, sechs, die ich für die Totenwache abgeklappert hatte, und die ich nur für drei Stunden hatte mieten können. Die Bestattungsinstitute der Stadt waren wie Öfen. Die Leute wurden hinein- und hinausgeschoben wie die Brote, die in den Läden knapp wurden und als steinharte Erinnerung an den Hunger auf unser Gedächtnis niederregneten.

Aus Gewohnheit spreche ich von dem Tag noch im Plural, denn der Leim der Jahre hat uns zusammengekittet wie die Teile eines Schwerts, mit dem wir einander verteidigten. Beim Aufsetzen ihrer Grabinschrift begriff ich, dass sich der Tod als Erstes in der Sprache vollzieht, in diesem Akt, die Personen aus der Gegenwart zu reißen und in die Vergangenheit zu pflanzen. Sie in abgeschlossene Handlungen zu verwandeln. In Dinge, die in einer erloschenen Zeit begannen und endeten. In etwas, was war und nicht mehr



sein wird. So sah die Wahrheit aus: Meine Mutter würde nur noch in diesem Tempus existieren. Ihre Beerdigung zog einen Schlusstrich unter meine Kindheit einer Tochter ohne Kinder. In dieser dahinsiechenden Stadt hatten wir alles verloren, sogar die Verben im Präsens.

Sechs Trauergäste kamen zur Totenwache meiner Mutter. Als Erste Ana. Sie schlurfte schwerfällig, stützte sich auf den Arm ihres Mannes Julio. Ana schien aus einem dunklen Tunnel zu kommen, der auf die Welt mündete, die wir anderen bewohnten. Seit Monaten schon nahm sie Benzodiazepine. Die Wirkung verpuffte allmählich. Sie hatte kaum noch Tabletten für die tägliche Dosis. Wie das Brot war auch das Alprazolam knapp geworden, und die Depression brach sich mit der Verzweiflung derer Bahn, die alles verschwinden sehen, was sie brauchen: Menschen, Orte, Freunde, Erinnerungen, Nahrung, Ruhe, Frieden, Vernunft. Das Verb »verlieren« wurde zu einem Gleichmacher, den die Kinder der Revolution, die Hijos de la Revolución, gegen uns einsetzten.

Ana und ich hatten uns im Literaturstudium kennengelernt. Seitdem waren wir parallel durch die gleichen privaten Höllen gegangen. Auch diesmal. Als meine Mutter auf die Palliativstation gekommen war, hatten die Hijos de la Revolución ihren Bruder Santiago verhaftet. An dem Tag waren Dutzende von Studenten festgenommen worden. Man hatte ihnen Schrotkugeln verpasst, sie in einer Ecke verprügelt oder mit dem Gewehrlauf vergewaltigt. Santiago hatte das »Grab« erwischt, eine Kombination aus allen drei Varianten, schön der Reihe nach.

Über einen Monat verbrachte er in dem Kerkerloch, das man fünf Stockwerke unter der Erde gegraben hatte. Kein

Laut, kein Fenster, kein natürliches Licht, keine Belüftung. Nur die U-Bahn über ihnen war zu hören, das Schienenrattern. Santiago saß in einer von sieben aufeinanderfolgenden Zellen, so dass er nicht sehen oder erfahren konnte, wer noch mit ihm in Haft war. Jedes Loch maß zwei mal drei Meter. Boden und Wände waren weiß. Ebenso die Betten und die Gitter, durch die das Tablett mit dem Essen geschoben wurde. Niemals bekamen sie Besteck; wollten sie essen, dann nur mit den Händen.

Ana hatte seit Wochen schon keine Nachricht mehr von Santiago. Sie erhielt nicht einmal mehr den Anruf, für den sie wöchentlich bezahlte; nicht das erbärmliche Lebenszeichen in Form eines Fotos, immer von einer anderen Mobilnummer geschickt.

»Wir wissen nicht, ob er lebt oder tot ist. Wir wissen rein gar nichts«, sagte Julio leise, wobei er sich von dem Stuhl entfernte, auf dem Ana dreißig Minuten lang ihre Füße anstarrte. Sie blickte nur auf, um drei Fragen zu stellen.

»Um wie viel Uhr ist Adelaidas Beerdigung?«

»Um halb drei.«

»Ja«, murmelte sie. »Wo?«

»Auf La Guairita, im alten Teil. Mama hat dort vor langem eine Grabstelle gekauft. Mit schönem Blick.«

»Ja ...« Für Ana schien es eine besondere Anstrengung, eine wahre Herkulesarbeit zu sein, diese Worte auszusprechen: »Willst du heute bei uns bleiben, bis das Schlimmste vorüber ist?«

»Morgen muss ich in aller Frühe nach Ocumare, zu meinen Tanten, ich bringe ihnen ein paar Sachen«, log ich.  
»Vielen Dank. Auch dir geht es gerade nicht gut.«

»Ja.« Ana gab mir einen Kuss auf die Wange und ging.

Wer wacht schon gern bei einem fremden Toten, wenn man auf einen eigenen gefasst ist.

Zwei pensionierte Lehrerinnen tauchten auf, mit denen meine Mutter in Verbindung geblieben war: María Jesús und Florencia. Sie sprachen mir ihr Beileid aus und gingen ebenfalls schnell wieder, sie wussten, keines ihrer Worte konnte etwas an dem Tod einer Frau ändern, die noch zu jung zum Sterben gewesen war. Sie beschleunigten sogar den Schritt, als wollten sie einen Vorsprung vor dem Senenmann gewinnen, bevor er auch ihnen nachsetzte. Kein Kranz kam beim Begräbnisinstitut an, abgesehen von dem meinen. Weiße Nelken, die nicht einmal den halben Sarg bedeckten.

Die beiden Schwestern meiner Mutter, die Tanten Amelia und Clara, kamen nicht. Sie waren Zwillinge. Eine war dick, die andere spindeldürr. Die eine aß pausenlos, die andere genehmigte sich zum Frühstück ein Tässchen schwarzer Bohnen, dazu eine selbstgedrehte Zigarette. Sie lebten in Ocumare de la Costa, einem Städtchen in der Provinz Aragua, in der Nähe von Bahía de Cata und Choróní. Ein Ort, an dem blaues Wasser weißen Sand beleckt und den von Caracas fast unbefahrbare Straßen trennen, die vor sich hin bröckeln.

Mit ihren achtzig Jahren waren die Tanten Amelia und Clara höchstens einmal in ihrem Leben nach Caracas gereist. Sie hatten ihr elendes Dorf nicht einmal zur Graduiertenfeier meiner Mutter verlassen, die Erste mit Universitätsabschluss in der Familie Falcón. Wunderschön sah sie aus auf dem Foto, wie sie da im Auditorium maximum in Venezuelas Universidad Central stand: dick geschminkte Augen, das toupierte Haar vom Barrett plattgedrückt, wie sie krampfhaft

ihr Diplom festhält und ein eher einsames Lächeln lächelt, wie das einer zornigen Frau. Mutter bewahrte das Foto zusammen mit ihren Abschlusszeugnissen in Pädagogik und der Anzeige auf, die meine Tanten im Lokalblättchen El Aragüeño aufgegeben hatten, damit alle Welt erfuhr, dass die Falcóns nun eine Akademikerin in der Familie hatten.

Meine Tanten sahen wir selten. Ein-, zweimal im Jahr. Wir fuhren im Juli und August ins Dorf, manchmal auch zum Karneval oder zu Ostern. Wir halfen in der Pension und griffen ihnen auch finanziell unter die Arme. Meine Mutter gab ihnen etwas Geld und trietzte sie dabei ein wenig: die eine sollte zu essen aufhören, die andere endlich essen. Sie servierten uns dort ein Frühstück, bei dem mir übel wurde: zerfasertes Fleisch, knusprig gebratene Schweineschwarzen, Tomaten, Avocado und Kaffee mit Zuckerrohrsaft und Zimt, ein Gebräu, das sie durch einen Strumpf filterten und mit dem sie mich durchs ganze Haus verfolgten. Der Trank ließ mich oft in Ohnmacht fallen, aus der mich ihr Gejammer verrückter Matronen weckte.

»Adelaida, Mädchen, würde Mutter die Kleine sehen, so dürr und mickrig, sie würde ihr drei Maisfladen mit Schmalz geben!«, sagte Tante Amelia, die Dicke. »Was tust du dem Ding bloß an? Wie ein gebratener Hering. Warte kurz, Liebes. Bin gleich wieder da ... Rühr dich nicht vom Fleck, Mädchen!«

»Amelia, lass die Kleine, du magst ja ständig Hunger haben, aber doch nicht der Rest der Welt«, antwortete Tante Clara aus dem Hof, wo sie ihre Mangobäume überwachte und dazu eine Zigarette rauchte.

»Tante, was tust du da draußen. Komm, es gibt Essen.«

»Bin gleich da, ich passe noch auf, ob die unverschämten

Nachbarn mit dem Stock die Mangos runterholen. Neulich haben sie drei Säcke voll mitgenommen.«

»Da, nimm, iss nur einen, wenn du willst, aber es sind noch drei weitere da«, sagte mir Tante Amelia, als sie wieder in die Küche kam, einen Teller mit zwei Knödeln voll Schweinehack in der Hand. »Du hast es nötig. Iss nur, iss, Kleines, es wird kalt!«

Nach dem Abspülen setzten sich die drei in den Hof und spielten Bingo, bis die Plage nachließ, diese Mückenwolken, die pünktlich um sechs Uhr abends auftauchten und die wir mit Reisigrauch verscheuchten. Wir machten ein Lagerfeuer und sahen es gemeinsam herunterbrennen, während die Sonne erlosch. Dann setzte sich eine der beiden, mal Clara, mal Amelia, in ihrem Lehnstuhl zurecht und gab murrend das Zauberwort von sich: der Verstorbene.

Damit meinten sie meinen Vater, einen angehenden Ingenieur, bei dem sich alle Heiratspläne in Luft auflösten, als meine Mutter ihm gesagt hatte, dass sie ein Kind erwartete. Meine Tanten waren so erbost, dass man hätte meinen können, sie selbst wären sitzengelassen worden. Sie erinnerten sich weit öfter an ihn als meine Mutter, die ich kein einziges Mal seinen Namen hatte nennen hören. Mein Vater hatte seitdem kein Lebenszeichen mehr von sich gegeben. So hatte sie es mir erzählt. Das schien mir ein mehr als vernünftiger Grund, seine Anwesenheit nicht zu vermissen. Wenn er nichts mehr von uns wissen wollte, weshalb sollten wir dann etwas von ihm erwarten?

Niemals hatte ich uns als große Familie gesehen. Die Familie waren meine Mutter und ich. Unser Stammbaum fing mit uns an und endete mit uns. Gemeinsam waren wir eine Binse, eine Art Aloe, die überall wachsen kann. Wir

waren klein und giftig, bestanden fast nur aus Fasern, vielleicht, damit es nicht weh tat, wenn man ein Stück von uns abriss oder sogar die ganze Wurzel. Wir waren fürs Widerstehen geschaffen. Beide hielten wir unsere Welt ganz allein im Gleichgewicht. Alles Übrige war die Ausnahme, die Zugabe und damit entbehrlich. Wir erwarteten niemanden, genügten eine der anderen.

Vernichtet. So fühlte ich mich, als ich bei der Pension Falcón anrief, am Tag der Totenwache meiner Mutter. Sie brauchten lange, um abzunehmen. Zwei kränklichen Frauen fiel es schwer, die Entfernung zwischen Hof und Wohnzimmer in dem großen Haus zu überwinden, in dem es ein kleines Münztelefon gab, das niemand mehr benutzte, das aber immer noch angeschlossen war und Anrufe empfangen konnte. Meine Tanten leiteten ihr Gästehaus seit dreißig Jahren. In dieser Zeit hatten sie nicht einmal ein Gemälde umgehängt. So waren sie, kaum zu glauben, wie die Trompetenbäume auf den staubigen Leinwänden, die dort inmitten von Schmiere und Dreck hingen.

Nach mehreren Versuchen gingen sie endlich dran. Sie nahmen die Nachricht vom Tod meiner Mutter düster und wortkarg auf. Beide sprachen mit mir. Zuerst Clara, die Dürre, dann Amelia, die Dicke. Sie befahlen mir, die Beerdigung aufzuschieben, wenigstens so lange, bis sie eine Fahrkarte für den nächsten Bus von Ocumare nach Caracas gelöst hätten. Drei Stunden Fahrt auf einer Straße voller Schlaglöcher und Banditen trennten sie von der Hauptstadt. Allein das hätten sie, ganz abgesehen von Alter und Krankheiten – Diabetes die eine, Arthritis die andere –, kaum überstanden. Das schien mir Grund genug zu sein, ihnen die Reise auszureden. Ich verabschiedete mich mit dem Ver-

sprechen, sie zu besuchen – eine Lüge – und gemeinsam mit ihnen in der Dorfkapelle Novenen zu beten. Widerwillig gaben sie nach. Beim Auflegen wurde mir eines klar: Die Welt, wie ich sie kannte, zerbröckelte gerade.

Schon fast um die Mittagszeit kamen zwei Nachbarinnen, sprachen mir ihr Beileid aus und spulten das übliche Repertoire tröstlicher Worte ab. So unnütz wie das Taubenfüttern. María, die Krankenschwester aus dem sechsten Stock, wollte mir das ewige Leben aufschwätzen. Gloria aus dem Penthouse wollte dagegen wissen, was nun aus mir werden würde, jetzt, da ich allein sei. Die Wohnung sei selbstverständlich zu groß für eine Frau ohne Kinder. Und wie die Dinge stünden, hätte ich sicher schon daran gedacht, mindestens ein Zimmer zu vermieten. Das bringe heute gutes Geld, Dollar, wenn man mit etwas Glück einen Bekannten finde. Anständige Leute, gute Miete. Denn Schurken gebe es viele, sagte Gloria. Die Einsamkeit tut nicht gut, und so allein, wie du jetzt bist, da hast du besser Menschen um dich, zumindest für den Fall der Fälle. Nicht wahr? Du kennst bestimmt jemanden, an den du vermieten kannst, nicht wahr, Liebes? Wenn nicht, sie habe da eine entfernte Cousine, die schon seit langem in die Stadt ziehen wolle. Eine ideale Gelegenheit, nicht wahr!?! Sie zieht zu dir, und du verdienst etwas dazu. Ist das nicht eine fabelhafte Idee?, warf sie mir ins Gesicht, vor dem geschlossenen Sarg meiner gerade verstorbenen Mutter. Bei dieser unglaublichen Inflation. Ärzte, Beerdigung, Grabstelle bezahlen, all das muss dich ein Vermögen gekostet haben, nicht wahr? Sicher hast du etwas auf der hohen Kante, aber du wirst zusätzli-



che Einkünfte brauchen, und deine Tanten sind auch schon so alt und weit weg. Am besten, ich gebe meiner Cousine gleich Bescheid, damit das Zimmer etwas abwirft.

Gloria hörte keinen Moment auf, vom Geld zu reden. Ihre Rattenäuglein mussten unbedingt herausfinden, welchen Gewinn sie aus meiner Lage schlagen oder ob sie wenigstens die ihre verbessern konnte. So lebten wir alle damals: Wir spähten in die Einkaufstaschen der anderen und schnüffelten, ob der Nachbar etwas hatte, was knapp geworden war, damit wir es selbst besorgten. Jeder war argwöhnisch und wachsam geworden und aus der Solidarität verkappte Ausbeutung.

Die Frauen gingen nach zwei Stunden, die eine war es leid, die Taktlosigkeiten der anderen zu hören, diese wiederum, nichts über meine Finanzen herauszubekommen, jetzt, da meine Mutter nicht mehr war.

Darauf reduzierte sich inzwischen das Leben: auf die Jagd gehen und lebendig zurückkehren. Darin bestanden unsere elementarsten Handlungen, sogar das Beerdigen unserer Toten.

»Die Miete für die Kapelle kostet fünftausend harte Bolivar.«

»Also fünf Millionen alte Bolivar.«

»Ja, genau«, sagte der Angestellte des Bestattungsinstituts mit affektierter Stimme. »Da Sie die Sterbeurkunde schon dabei haben, ist es billiger. Mit der Urkunde würde es sieben-tausend harte Bolivar kosten.«

»Also sieben Millionen alte Bolivar?«

»Ja, genau.«

»Ja.«

»Wollen Sie den Dienst nun in Anspruch nehmen?«, fragte er entnervt.

»Denken Sie, ich hätte eine Wahl?«

»Das müssen Sie wissen.«

Das Bezahlen der Totenwache erwies sich als noch komplizierter, als die letzten Tage meiner Mutter in der Klinik zu bestreiten. Das Bankensystem war inzwischen Fiktion. Im Bestattungsinstitut gab es kein Kartenterminal, auch Überweisungen wurden nicht akzeptiert, und ich hatte nicht genügend Bargeld, um die ganze Summe zu begleichen, ungefähr zweitausendmal so viel wie mein Gehalt. Und selbst wenn, auch das hätten sie nicht angenommen. Niemand wollte damals Geldscheine. Sie waren wertloses Papier. Man brauchte Riesenbündel für jede Kleinigkeit, von einer Limonade – wenn es welche gab – bis zu einem Kaugummipäckchen, das man ab und an für das Zehn- oder Zwölfwache seines Werts erstehen konnte. Das Geld stapelte sich zu einer Skyline. Man brauchte zwei Türme Hunderter für eine Flasche Öl, falls vorrätig; manchmal drei für ein halbes Pfund Käse. Wolkenkratzer ohne Wert, das war unsere Währung: eine Zeitungsenten. Ein paar Monate später passierte das Gegenteil: Das Geld verschwand. Und da konnten wir gar nichts mehr hinblättern für das Wenige, was man noch bekam.

Ich entschied mich für die einfachste Lösung. Ich zog aus dem Portemonnaie den letzten Fünfzig-Euro-Schein, den ich vor Monaten auf dem Schwarzmarkt erstanden hatte, und reichte ihm dem Bestatter, der sich mit vor Staunen geweiteten Augen darauf stürzte. Wahrscheinlich würde er ihn für das Zwanzigfache des offiziellen Werts eintauschen können, sogar für das Dreißigfache von dem, was ich dafür bezahlt hatte. Fünfzig Euro, ein Viertel meiner letzten Ersparnisse, die ich in einen zerrissenen Slip gewickelt

hatte, um mögliche Diebe in die Irre zu führen. Mit meiner Akkordarbeit für einen mexikanischen Verlag mit Sitz in Spanien – man bezahlte mich in Devisen – und den verspäteten Abrechnungen der korrigierten Manuskripte waren meine Mutter und ich über die Runden gekommen. Aber die letzten Wochen hatten uns den Rest gegeben. Die Klinik hatte für alles kassiert, was nicht auf Lager war und was wir auf dem Schwarzmarkt für die drei- oder vierfache Summe erstehen mussten: von Spritzen und Infusionsbeuteln bis zu Verbandsmull und Watte, die ein Krankenpfleger mit Schlächtermiene überreichte, nachdem er Unsummen dafür verlangt hatte, fast immer mehr als vereinbart.

Alles verschwand mit der gleichen Geschwindigkeit, in der meine Mutter ihr Leben verlor, in einem Bett mit Laken, die ich jeden Tag gewaschen von zu Hause mitbringen musste und die sich in den Ausdünstungen des Zimmers, das sie mit drei weiteren Kranken teilte, aufzulösen schienen. Kein einziges Krankenhaus in der Stadt ohne Warteliste für ein Bett. Die Leute erkrankten und starben so schnell, wie sie den Verstand verloren. Niemals hatte ich erwogen, meine Mutter in ein öffentliches Krankenhaus zu bringen; da hätte sie zum Sterben auf dem Gang gelegen, zwischen Verbrechern mit jeder Menge Schusswunden. Leben, Geld, Kräfte, alles ging uns aus. Sogar die Tage wurden kürzer. Um sechs Uhr abends noch auf der Straße zu sein, war ein dummes Spiel mit dem Leben. Alles Mögliche konnte den Tod bringen: ein Schuss, eine Entführung, ein Überfall. Stundenlang fiel der Strom aus, und der Sonnenuntergang bedeutete anhaltende Finsternis.

Um zwei Uhr nachmittags stellten sich die Bestatter ein. Zwei Individuen in dunklem Anzug aus billigem Stoff.

Die groben Klötze griffen sich den Sarg und warfen ihn achtlos in einen Ford Zephyr, der in einen Leichenwagen umgewandelt worden war. Ich selbst nahm den Kranz und legte ihn auf den Sarg, damit klar war, dass es sich um meine Mutter handelte, nicht um eine Lage Mortadella. Wo der Tod um sich griff wie zu Pestzeiten, war der Leichnam meiner Mutter Adelaida Falcón nichts anderes: Fleischware, ein lebloser Körper auf einem riesigen Haufen. Diese Männer behandelten ihn wie alle anderen: ohne Mitleid.

Ich setzte mich auf den Beifahrersitz und musterte den Fahrer aus dem Augenwinkel. Sein Haar war ergraut und die Haut verunstaltet von den Spuren blauer Flecken. Zu welchem Friedhof geht es, zu La Guairita? Ich nickte. Wir sprachen kein weiteres Wort. Ich ließ mich vom warmen Stadtwind wiegen, von seinem süß-säuerlichen Geruch nach Orangenschalen, die in einer Einkaufsstüte unter der Sonne verfaulen. Wir brauchten doppelt so lang für die Strecke über die Autobahn, dieselbe, die seit fünfzig Jahren ihren Dienst in der Stadt versah und für eine Bevölkerung entworfen worden war, die sich inzwischen verdreifacht hatte.

Der Ford hatte keine Stoßdämpfer, und die Straße mit ihren Schlaglöchern wurde zu einem wahren Kreuzweg. Der Sarg meiner Mutter war nicht festgezurt und tanzte auf der Ladefläche hin und her. Während ich im Rückspiegel den Blechsarg im Auge behielt – einen aus Holz hatte ich uns nicht leisten können –, dachte ich, wie gern ich meiner Mutter ein würdigeres Begräbnis geboten hätte. So hatte auch sie oft gedacht. Wie gern hätte sie mir Besseres geboten: eine hübschere Pausenbrotdose, wie die in Rosa mit Goldverzierung, die andere Mädchen jeden Oktober neu bekamen, und nicht die Plastikdose in Proletarierblau, die

sie jeden September sorgfältig säuberte; ein größeres Haus mit Garten im Osten der Stadt, nicht diesen Taubenschlag im Westen. Ich hatte mich niemals über etwas beschwert, was von meiner Mutter kam, denn ich wusste, wie viel es sie kostete. Wie viele Extrastunden sie geben musste, um meine Privatschule zu bezahlen oder meine Geburtstage mit Kuchen, Götterspeise und Limonade in Plastikbechern. Sie erwähnte es nie, musste nicht erklären, woher das Geld kam, mit dem sie die Wohnung unterhielt, denn ich sah es Tag für Tag.

Meine Mutter gab jeden Dienstag, Mittwoch und Donnerstag Unterricht. In den Ferien täglich, für die Septemberprüfungen der Schüler, die das Jahr nicht wiederholen wollten. Um Viertel vor vier nahm sie die Wachstuchdecke vom Esstisch. Holte Bleistifte, Spitzer, weiße Blätter, einen Teller mit Keksen und einen Krug Wasser mit zwei Gläsern. Viele Kinder sah ich kommen und gehen. Alle sahen sie anämisch aus, leblos, teilnahmslos. Fette Jungen und Mädchen, unzureichend ernährt von tonnenweise Schokolade und dem Fernsehen, mit dem sie ihre Nachmittage in einer Stadt füllten, in der es allmählich keine Parks mehr zum Spielen gab. Ich war an einem Ort voller verrosteter Schaukeln und Rutschen aufgewachsen, die niemand mehr benutzte, aus Angst vor Überfällen, die damals noch nicht im Traum die Ausmaße erreicht hatten, die sie mit den Jahren bekommen sollten.

Meine Mutter ging mit den Schülern die Grundlagen durch: Subjekt, Verb, Prädikat, dann direktes und indirektes Objekt, die adverbialen Bestimmungen. Sie konnten sie nur nach vielen Anläufen benennen oder nicht einmal dann. So viele Jahre hatte meine Mutter Prüfungen mit Bleistift

korrigiert, den Vormittagsunterricht vorbereitet und die Hausaufgaben ihrer Nachmittagsschüler kontrolliert, dass sie immer schlechter sah. Am Ende ihrer Tage kam sie kaum mehr ohne die dicke, perlmuttfarbene Hornbrille aus. Sie konnte nichts mehr ohne sie tun. Und las sich mit Brille die tägliche Zeitung auch langsamer und mühsamer, sie verzichtete niemals auf die Lektüre. Für sie war es eine zivilisierte Geste.

Adelaida Falcón, meine Mutter, war eine gebildete Frau. Die Bibliothek bei uns bestand aus den Büchern des Círculo de Lectores, dieser Sammlung alter und moderner Klassiker, in grellen Farben gebunden, die ich während meines Literaturstudiums wieder und wieder las und schließlich als mein Eigentum betrachtete. Diese Bände übten eine mächtige Anziehungskraft auf mich aus, mächtiger als die rosa Pausenbrot Dosen, die meine Mitschülerinnen jeden Oktober neu präsentierten.

Dies ist eine fiktive Geschichte. Einige Episoden und Figuren des Romans lehnen sich an reale Vorfälle an, erheben jedoch nicht den Anspruch, Fakten zu sein. Sie lösen sich von der Wirklichkeit, ihre Absicht ist eine literarische, keine dokumentarische.

## *Danksagungen*

An meine Schwester Cristina, die Dichterin, die mir beigebracht hat, in mir selbst zu lesen, und die jede einzelne dieser Seiten nacherlebt hat.

An meine Mutter, für ihre Wahrheit.

An meinen Vater, den Gran Gran Capitán, für den unermesslichen Raum, den seine Augen in meinem Leben einnehmen.

An meinen Bruder Juan Carlos, weil er mir beigebracht hat, dass es ein Meer gibt und dass ich es überqueren kann, wann ich will.

An meinen Bruder Carlos José, für sein verstörendes Lächeln inmitten des Sturms.

An María Aponte Borgo, der einzigen wirklichen Schriftstellerin.

An José und Eulalia Sainz. Jetzt verstehe ich euch.

An meine Frauen, ob sie schreiben oder nicht.

An Óscar: Ohne dich hätte kein Roman existiert, weder dieser noch die, die in der Schublade schlummern.

An Emilio, für den Anstoß in Richtung *La carretera*.

An Marina Penalva, weil sie sich in diese Geschichte vertieft und vor allem an sie geglaubt hat.

An Haydn, Mahler, Verdi und die Callas.

An die Gesänge der Mörserinnen, die ich von Soledad Bravo gehört habe, an die Trommeln zu Johannis und den *polo margariteño* »Die Schwangere des Windes«.

An mein Land, ewig zerrissen. Verteilt über die beiden Ufer des Meeres.